

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage.
Preis pro Quartal: in Neuß in's Haus gebracht und aus-
wärts an der Post abgeholt 1 Mark 75 Pf. — 17½ Sgr.

Berauortlicher Redacteur: Jof. G.H.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei zu Neuß: P. M. Schmitz.
Expedition: Neuß, Markt.

Inserate für die nachfolgende Nummer werden bis 7 Uhr
am Vorabend erbeten; Preis für die 5-spaltige Zeile oder
deren Raum 15 Pf. — 1½ Sgr.

Abonnements-Einladung

Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Unsere geehrten Post-Abonnenten bitten wir, das
Abonnement für das 1. Quartal 1882 recht bald er-
neuern zu wollen. Seitens der Abonnenten bei unsern
Voten in Stadt und Land nehmen wir, wie bisher, so
auch ferner an, daß die Fortdauer des Abonnements ge-
wünscht wird, so lange keine Abbestellung erfolgt.

Gesellschaft für Buchdruckerei:
P. M. Schmitz Joseph Broig.

Wie im vorigen Jahre, so erhalten unsere Abonnenten auch in
diesem Jahre als Gratisbeilage einen Wandkalender für das
Jahr 1882.

Deutschland.

Berlin, 21. Dec. Die „Nat.-Ztg.“ und die „Tribüne“, die
Hauptorgane der „Nationalliberalen“ und der „Conservativen“
sprechen sich von vornherein gegen die Annahme des Antrags
Windthorst auf Aufhebung des Gesetzes betr. „unbefugte
Ausübung von Kirchenämtern“ aus. Von diesen kulturkämpferi-
schen Parteien war ja kaum etwas Anderes zu erwarten. Mehr
gehorcht dürfte man auf die Stellung der conservativen „Neuß-
Zeitung“ zu dem Antrage sein. Dieselbe theilt heute einige
Aussagen anderer Zeitungen zu der Frage mit und äußert sich
selbst in folgenden Sätzen:

„Man mag den Antrag Windthorst ein Parteimodell oder
einen Recognoscierungsversuch nennen, in beiden Fällen wird man
damit noch nicht nachweisen können, daß er an sich unzulässig
wäre. Anders aber liegt die Frage, ob das Vorgehen des An-
tragstellers in diesem Augenblick, wo die für den Landtag ver-
beihene kirchenpolitische Gesetzesvorlage noch nicht bekannt ist,
politisch klug war — und diese müssen wir entschieden verneinen.
Man kann von der Richtigkeit einer Sache überzeugt sein — und
nicht sehen nicht an, von diesem Gesichtspunkte aus uns für eine
demnachstige Aufhebung bez. Modification des betr. Gesetzes von
1874 auszusprechen; — aber man hat darum noch nicht die
Verpflichtung, sie sofort und ohne alle Rücksicht auf die Zeitum-
stände zur Discussion zu stellen.“

Es ist gewiß dankenswerth, wenn die „Neußz.“ erklärt, daß
der Antrag Windthorst an sich wohl zulässig sei. Aber die

„Zeitumstände“ sind doch wenigstens bei diesem Antrage
auf Aufhebung eines Kampfgesetzes, dessen Grundlage in
den preussischen Maßregeln über Anstellung von Geistlichen zc.
ja immerhin noch bestehen bleibt, ohne alle Bedeutung. Es ist
und bleibt leider immer der Standpunkt der „Conservativen“:
Gewiß wir wollen helfen, den Kulturkampf zu befechtigen — aber
wartet bittend, bis die „Zeitumstände“ sich darnach gestalten
mit anderen Worten: bis die Regierung will — dann wollen
wir auch. Die Aufhebung von Gesetzen, die nach einmüthigem
Beschlusse aller, oder wenigstens der ruhig und objectiv denken-
den Parteien und selbst der Regierung verfehlt, hart und unheil-
voll sind, ist immer — ohne Rücksicht auf „Zeitumstände“ —
eine Forderung der „politischen Klugheit.“

In einer anscheinend officiellen Correspondenz liest man über
die Angelegenheit folgende Aeußerungen:

Da die bishöflichen Siege Preußens und die außerdem noch
in Betracht kommenden außerpreussischen Dilemmen in der Mehr-
zahl ihre Inhaber gewechselt haben, resp. deren Neubesetzung be-
vorsteht, so dürfte das aufzuhebende Gesetz z. B. eine praktische
Anwendung kaum mehr erfahren. Der Antrag Windthorst sei
der erste Versuch des Centrums, auf Grund der gegenwärtigen
Gesetzgebung und der inneren politischen Verhältnisse Deutschlands
eine Breche in die Maßregelgebung zu legen. Ob dieser Wunsch
einen Erfolg haben werde, sei im Voraus nicht zu beurtheilen.
Der Reichstagskanzler habe sich in der vorigen Session dahin aus-
gesprochen, daß er die durch die Gesetzgebung geschaffenen Waffen
„nicht aus der Hand geben, sondern nur auf dem Festboden
niederzulegen gedente“, andererseits habe aber eine Revision der
Maßregeln in letzter Zeit die Zustimmung vieler konservativer und
auch einiger liberaler Organe gefunden, wie sie auch in den
Wahlprogrammen zum Ostern figurirte. Der Antrag Windthorst
errecke sich aber nicht auf eine Revision, sondern auf die Auf-
hebung von Gesetzen.“

Also nur Revision, die nach diesen Aeußerungen leider wieder
sehr nach „discretionärer Gewalt“ schmecken wird. Wenn die
„Zeitumstände“ erst mit einer solchen Revision die richtigen sein
werden — können wir Katholiken dann beruhigt sein? Ueber die
Verhandlungen mit Rom äußert sich die „Kreuzzt.“
wie folgt:

„Neuerdings toucht immer wieder die Bemerkung auf, die Re-
gierung wolle über den Kopf des Centrums weg mit Rom
verhandeln und namentlich ist durch den Fall Windthorst diese
Meinung wieder in den Vordergrund getreten; dem gegenüber
heben wir hervor, daß bisher, so viel wir wissen, noch nie-
mals anders verhandelt worden ist, als mit Rom direkt, d. h.
über den Kopf des Centrums weg, wenn man es so nennen will.
Ob Rom das Centrum hört oder nicht, ob Rom seine Entschlie-
sungen mehr oder weniger nach den Informationen richtet, die

es wohl auch vom Centrum bekommt, entzieht sich natürlich der
öffentlichen Beurtheilung, und in sofern kann nicht die Rede da-
von sein, daß unsere Regierung über den Kopf des Centrums
hinweg verhandle, sondern ob der Papst dazu mehr oder weniger
geneigt ist.“

Der friedensschleppende Theil ist eben die römische Kirche und
diese ist bisher im Papst repräsentirt.

Was die Verhandlungen mit Rom betrifft, so wird unsere
Regierung schwerlich die budgetgemäße Bewilligung eines Ge-
sandten für Rom abwarten, um damit fortzufahren, da leicht
Östern herankommen kann, ehe die bezüglichen Formalien erfüllt
sind. Es wird daher immerhin, wie wir schon früher andeuteten,
ein Gesandter in außerordentlicher Mission nach Rom geschickt
werden müssen; ob Herr v. Schöller, oder, wie man neuerdings
annimmt, ein anderer, scheint noch keineswegs entschieden zu sein.“

Die „Post“ will, wie gestern unter Letzte Post bereits mitge-
theilt, schon wissen, daß der Unterstaatssekretär Dr. Busch zu
den Verhandlungen mit Rom beauftragt sei.

Die „Liberale“ haben die innersten Gedanken des Reichs-
kanzlers erforcht; bei seinem Streben nach „Consolidation des
Reiches“, vor Allem durch seine wirtschaftlichen Reformen, steht
der Kanzler — so schreibt ein Corresp. der „Elb. Ztg.“ — ein
Haupthinderniß in dem festen Thurm des Centrums.
„Ihn zu brechen, ist jetzt offenbar seine Haupt Sorge.“ Diese An-
schauung sieht die „Elb. Ztg.“ — allerdings mit Recht — auch be-
gründet in einem neuen Papstartikel der freiconservativen
„Post“, dem Blatte, in welchem die Regierung bekanntlich oft die
Zähler ausstreckt und ihre Gedanken niederlegt, ohne direct dafür
verantwortlich sein zu wollen. Dieser Artikel ist in mannigfacher
Beziehung bemerkenswerth, besonders weil am Schlusse desselben
klar angedeutet ist, daß der Reichstagskanzler seinen alten Plan, mit
der Beendigung des Kulturkampfes Schacher zu treiben, noch
immer nicht aufgegeben hat. Diesmal soll das Tabakmonopol
der vom Centrum zu zahlende Preis sein.

Der Artikel sucht zunächst zu beweisen, daß Rom stets die
particularistischen Interessen gestärkt und benutzt habe, um die
Consolidation Deutschlands zu hindern. Der westfälische Friede
sei ein Sieg des Particularismus gewesen. Alle polnischen,
welfischen zc. Elemente hätten sich nach 1870 mit dem Centrum
vereint, welches nicht bloß von Rom aus geleitet werde, son-
dern auch der päpstlichen Politik Bedingungen mache. Das Cen-
trum bezeichne sich auch als föderal. Auf dem Boden einer Bun-
desverfassung könnte eine föderale Partei an sich berechtigt sein.
Aber der Föderalismus des Centrums ist eigener Art. Er stellt
sich an, Alles fürchten zu müssen, was das Wohl des Ganzen
fördert, wenn es nicht durch die einzelnen Regierungen, sondern
durch die Centralgewalt geschehen muß. Man sieht, daß eine
solche Tendenz das nationale Leben zum Stillstand und damit

hätte, auf welchen er in der Vertiefung der Leidenschaft unauf-
haltbar zugeschlitten war.

Ich war wirklich etwas neugierig auf die Erneuerung der alten
oder die ganz neue Bekanntschaft geworden, welche ich in seiner
Gehälfte machen sollte. Ich machte mich daher des andern Tages
bei guter Zeit auf die Socken, die verhängnisvolle Dachrinne jetzt
als Ziel und Wegweiser fest ins Auge faßend. Ich schnitt
ihm ein Gesicht, als wenn ich eine Heugabel verschluckt hätte,
beschrieb einen vollständigen Halbkreis um die Stelle des Straßen-
pflasters, deren ausgewaschenes Ansehen von ihrer Thätigkeit
Zeugniß gab, und segelte denn auch richtig in die Haus- — mein
durch eine gleich daneben befindliche offene Gewölbehöhle in eine
Schmittwarenhandlung ein, deren Inhaber mich äußerst freundlich
fragt, womit er mir dienen könne, als ich etwas aus der Con-
tenance gekommen, vor der Ladentafel Halt machte.

„Ich wollte zum Professor Reinhold“, stotterte ich und hatte
dabei ein dunkles Gefühl, als mühte mein Gesicht große Rehnlich-
keit mit dem meines Leihhahmens haben, wenn er nicht weiß, ob
er dem begehrennten Heuwagen rechts oder links ausweichen soll.
„Der wohnt nicht hier; da müssen Sie zur Hausstube hinein-
gehen. Eine Treppe; links!“ sagte der enttäuschte Verkäufer, die
Worte „hier“ und „Hausstube“ recht impertinent betonend.

Ich dankte ihm für seine impertinente Belehrung, deren ich
eigentlich gar nicht bedurft und schon mich wieder aus dem Ge-
wölbe hinaus.

„Professor Dr. Gustav Reinhold“ stand auf einer glasheiß
polirten Messingplatte eingravirt. Jetzt war ich endlich vor der
rechten Schwelle angekommen und konnte nicht mehr fehl gehen.
Ich klingelte und ein Dienstmädchen öffnete; meine Frage: „Ob
Professor Reinhold zu Hause sei?“ bejahte sie, und öffnete mir die
Thüre des Wohnzimmers.

Eine blühende, junge Dame, dem Ansehen nach kaum zwanzig
Jahre alt, mit einer Fülle glänzender, dunkelblonder Locken
um das Gesicht, erhob sich bei meinem Eintritt vom Sopha und
trat mir mit einem anmuthigen Lächeln einen Schritt entgegen.

Ich schien sie bei dem Unterricht eines allerliebsten kleinen Engels
— einem Mädchen von ungefähr sieben Jahren, unterbrochen zu
haben; denn sie nahm denselben ein Buch aus der Hand, schlug
es zu und legte es auf einen Seitentisch, und das Alles mit
natürlicher, ungekünstelter Grazie.

„Wahrscheinlich die Gouvernante“, dachte ich und sann auf
eine passende Anrede, denn ich mußte doch wenigstens einem lie-
benswürdigen weiblichen Wesen gegenüber etwas Verbindliches
sagen und war auf eine solche Begegnung auch gar nicht vor-
bereitet.

Sie kam mir jedoch zuvor, ehe ich mit meiner Anre-
de Stande kam.

„Herr Gustav Reinhold, wenn ich nicht irre“ —

Zum Glück geboren.

Eine Erzählung von A. Finken.

Fortsetzung.

Ich hatte, wie schon bemerkt, meinen Freund Gustav Rein-
hold, so hieß der jetzige Professor, seit achtzehn Jahren nicht wie-
der gesehen; ebenso wenig etwas von ihm vernommen. Er war
mir und ich ihm so gänzlich aus den Augen gerückt worden, daß
wir Einer für den Andern, so gut wie verschollen waren. Beide
aus Gaieteleben gebürtig, fast von gleichem Alter, — er war
nur zwei Jahr älter, als ich — Nachbarskinder, waren wir in
unserer Freundschaft mit einander aufgewachsen und hatten Freud
und Leid mit einander getheilt: Ich nämlich mit ihm mein Leid,
und er mit mir sein Glück. Es war wirklich fabelhaft, welcher
Glücksstern schon von frühester Jugend an über diesem Menschen
waltete; es machte sich bei ihm Alles von selbst ganz nach
Wunsch, ohne daß er auch nur im Mindesten Hand anzuzeigen
brauchte, und selbst dann, wenn er in seinem Lebensumfeld etwas
abthätlich verlebte, so gelang es schließlich durch irgend
eine unvorhergesehene Zufälligkeit doch auf das Vollständigste.
Dabei war er einer der fleißigsten Schüler, dem aber auch das
Vernunft sehr geringe Nähe machte; überall gern gesehen und
gern gelitten, denn er war der gutmüthigste Bursche, den es nur
auf Gottes weitem Erdboden geben konnte; immer heiter, immer
glücklich und immer zufrieden. Er freute sich seines Glücks nur,
um dessen Andere mit theilhaftig machen zu können, umtheilte des-
halb auch die Reider und Feinde.

Nach hingegen hatte hinwiederum Alles ein schadenfroher
Kobold verfolgt. Nicht, als ob mich große Unglücksfälle besonders
heimgesucht hätten; im Gegentheil waren meine Verhältnisse mehr
als angenehm, ja sogar in einem gewissen Grade glänzend zu
nennen; aber der Fluch des kleinlich Lächerlichen lebte an mir
und machte mich zur Zielscheibe gutmüthigen Spottes. Die Ge-
schichte, auf dem Brühl war eine der unglücklichsten niedlichen Zu-
fälligkeiten, welche mir fast jeden Tag passirten; und nur mein
unverwundlicher Humor, der immer bald wieder Mergel und Un-
muth durchbrach, wie niedergelutetes Gras sich immer von Neuem
wieder aufrichtete, konnte es möglich machen, daß ich Alles gut-
müthig über mich ergehen ließ, ohne die Geduld für länger als
einen Augenblick zu verlieren. Ich war das Aussehen so ge-
wöhnlich, daß ich endlich, als bemerke ich es gar nicht mehr
und entwerder mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt irgend
eine Bemerkung machte, die zu dem Vorhergegangenen paßte, wie
eine Heugabel zum Kirchenspielen, oder selbst mißachte, was
jedenfalls das Klügste war, weil ich dann wenigstens keine neue
Dummheit beging. Dies hatte uns beiden schon als Knaben
jene Epigramen zu Theil werden lassen, welche uns auch auf

dem Gymnasium unserer Vaterstadt, welches wir gemeinschaftlich
besuchten, vertrieben waren. Aber immer und unter allen Um-
ständen waren wir die unverwundlichsten Freunde geblieben. Mit
dem siebenzehnten Jahre verließ er das Gymnasium, um eine
Universität zu beziehen. Ich hatte nie viel Glück mit dem Latei-
nischen und Griechischen gehabt und hatte es nunmehr noch we-
niger. Gottes freie Natur zog mich noch mehr an, als die toten
Bücher. Mein Vater merkte dies und nahm mich ebenfalls von dem
Gymnasium. Ich kam noch einige Jahre auf eine polytechnische
Schule und widmete mich später der Landwirtschaft.

Drei Jahre später, kurz bevor er sein Examen machte, sah
ich meinen Freund noch einmal bei Gelegenheit eines Besuchs,
den ich ihm in der Universitätsstadt, wo er seinen Studien ob-
lag, machte. Ich blieb mehrere Wochen bei ihm. Er war noch
immer derselbe heitere, fleißige, glückliche, zufriedene, gut-
müthige und geregelte Bursche, welcher er früher gewesen war.
Er war eifriges Mitglied der Burschenschaft und damals — wie
er glaubte — in allem Erste in ein gewisses Fräulein Auguste
S. . . . verliebt, deren Bekanntschaft er auch mich machen
ließ. Diefelbe machte aber auf mich — trotz ihrer ausgezeichneten
Schönheit und glänzenden Geistesgaben — einen nicht besonders
angenehmen Eindruck, weil sie mir äußerst todtlich erschien, und es
mir ganz so vorkam, als gälte ihr Gustav nur gerade jetzt etwas
mehr, als ihre übrigen zahlreichen Verehrer, weil er vor der
Hand zufällig derjenige war, welcher die meisten Aussichten für
die Zukunft zu verhängen schien. Ihre Liebe erschien mir nur
eine eiskalte, auf schlaue Berechnung gegründete zu sein. Ich
sagte ihm dies auch, wie es Freundschaftspflicht erforderte, offen und
ehrlich; predigte aber tauben Ohren, wie dies bei Verliebten der
Fall zu sein pflegt. Als ich ihn verließ, war er mehr als je
an den Triumphwagen der Kolette gefesselt. Ich hatte ihn seit
dieser Zeit nicht wiedergesehen, sondern nur gehört, daß er ein
glänzendes Examen gemacht und den „Doctor“-Titel erhalten,
gleich darauf aber eine große Reise unternommen hätte. Von da
ab hatten alle weiteren Nachrichten aufgehört und er war, wie
bereits erwähnt, für mich gänzlich verschollen gewesen, während
auch mich veränderte Lebensverhältnisse von der Heimat ent-
fernt hatten.

Im Verlaufe des Gesprächs, welches ich jetzt mit ihm gehabt
hatte, hatte ich erfahren, daß er verheiratet sei; er hatte von
einer höchst liebenswürdigen Gattin gesprochen, sei einen glück-
lichen Gatten und Vater genannt. Auguste S. . . . konnte daher
seine Gattin nicht sein, denn so lange konnte seine Verblendung
nicht gewährt haben; oder Auguste war eine ganz andere ge-
worden, als sie damals war. In beiden Fällen war es aber ein
Deweis für sein grenzenloses Glück, welches ihn auch hier und
ohne sein Zutun an dem Rande eines Abgrundes vorübergeführt

zum Uebergang führt, oder die Kräfte, die die Einheit der Nation zu bewahren vermögen, werden durch die Föderation der Bundesglieder nicht eintreten, sondern nur der Föderation. Man sieht daraus die Gefährlichkeit des sogenannten Föderalismus für den Bestand der deutschen Nation. Weiter heißt es dann: „Auf das Verhältnis Roms zur inneren Politik des Reiches, nicht minder zu derjenigen des Staates Preußen, als des Trägers der deutschen Einheit, übt die Existenz einer Partei, welche die particularistischen Tendenzen in sich sammelt, eine stete Wirkung. Kommt es zu dieser Partei bedient, vielleicht sie in's Leben gerufen (?), jedenfalls den ganzen Einfluß seines Clerus ihr zur Verfügung gestellt (?), um die neue deutsche Staatsbildung von sich abhängig zu machen, oder doch den größtmöglichen Einfluß auf dieselbe zu gewinnen. Aus diesem Verhältnis, welches Fürst Bismarck so gleich bei seiner Entstehung durchschaute, entsprang der Kulturkampf.“ [Also ist die Bildung des Centrums wieder der Grund zum Kulturkampf sein. Nachstehens ist es mal wieder das Unfehlbarkeits-Dogma, dann mal zur Abwechslung die politische Frage u. s. w.] „Die mächtige Waffe, welche Rom sich auf dem Boden der neudeutschen Staatsbildung gleich geschmiedet hat, kann ihm aber zum Verhängnis werden.“ Nun folgt ein Project einer Verständigung mit dem Centrum, worin die ausgesprochene Vermuthung, die Regierung verlange für Aufhebung des Kulturkampfes die Bewilligung des Tabakmonopols und der Arbeiterversicherung unverändert bestätigt wird. Es heißt darüber: „Das Tabakmonopol bedeutet die finanzielle Selbstständigkeit, das heißt die wahre Gründung des deutschen Reiches, das Unfall-Versicherungsgesetz, die Socialreform überhaupt, bedeutet die Aufnahme der arbeitenden Classen in das moralische Band des deutschen Reiches. Ein Staat, der so zusammengewachsen die Anlage gewonnen hätte, könnte auch einem störenden Factor größeren Spielraum gestatten, als es ein Staat von lockerem Geüge und vielfachen Disharmonien vermöchte.“ Darum würde es zulässig sein, als Gegenleistung für das Tabakmonopol und die socialpolitischen Zugeständnisse, die Canäle der römischen Kirche zu verbreitern.“ Zum Schluß heißt es dann: „Rom, dies ist die eigentliche Signatur des Augenblicks, könnte ein starkes deutsches Reich, das überall eine Stufe der besonnenen Erhaltung gegen die wüthen, seiner dauerhaften Leistung fähigen Kräfte des Radicalismus wäre, sehr wohl in seine Berechnungen ziehen. In den Köpfen einzelner bedeutender Katholiken in den verschiedenen Ländern hat sich gleichzeitig die Idee einer neuen Stellung des Papstthums in der Welt geregt, genug, daß seit der Thronbesteigung des jetzigen Papstes in der Curie der Gedanke lebendig geworden und noch nicht wieder erloschen ist, eine Ausöhnung mit dem deutschen Reich zu suchen und an demselben vielleicht eine Stütze für eine besonnen großartige Evolution zu finden. In Deutschland steht diesen Plänen das Centrum entgegen, welches nicht damit zufrieden ist, noch sein kann, die deutsche Kirchenpolitik in eine bestimmte Bahn zu leiten. Eine merkwürdige und einflussreiche Entscheidung, welche eine neue Zukunft bringen muß, besteht darin, ob sich die päpstliche Politik von der Politik des Centrums zu scheiden den Muth und auch den entsprechenden Einfluß auf den deutschen Clerus hat. Kommt es nicht dazu, was man vorläufig für das Wahrscheinlichere halten muß, so stehen wir vor einer neuen Epoche des Kulturkampfes, für dessen Fortführung sich dann auch andere Mittel finden werden. Vollzieht sich aber jene Entscheidung, deren Idee einzelnen katholischen Persönlichkeiten doch längst nicht mehr fremd ist — man braucht nur den Namen Baumgarten zu nennen — so kann sich ein Vorgang einstellen von tief eingreifenden Folgen für die Entwicklung Europas in den nächsten Jahrzehnten.“

So wärmt die „Post“ eine ganze Reihe von falschen und unbegründeten Anschauungen und Vermuthungen wieder auf. Klar ist aber jedenfalls das Ansehen ausgesprochen, das Centrum solle die Abwendung des Kulturkampfes mit der Zustimmung zum Tabakmonopol erkaufen. Aber wenn wirklich das Centrum diesen Tausch machen wollte — wo ist denn das Ende des Kulturkampfes, und wie wird der Friede beschaffen sein? Im Volksmund sagt man mit Recht: „Man laßt keine Rake im Sack!“ Die Drohung mit einem neuen Kulturkampf mit anderen Mitteln ist ohne Zweifel nur ein Mittel, das Centrum den Fäden Bismarck's gefügig zu machen. Die verlangte Scheidung der „päpstlichen Politik“ von der „Politik des

sich halb fragend an mich und ihr Lächeln zeigte einen leichten Anflug von Schalkhaftigkeit.

Verwundenes Pech! Sie hatte also die Scene unter der fatalen Dachrinne auch mit angesehen, denn wie konnte sie sonst wissen, wer ich war? — Es triebelte mir im Halse, wie ein Ameisenhaufen; ich kämpfte jedoch die widerwärtige Empfindung nieder und entgegenete mit einer leichten Verbeugung:

„Und Ihr ergebener Diener, mein Häulein? — Professor Reinhold ist ein Jugendfreund von mir, dessen Einladung ich hierher gefolgt bin.“

„Sie werden ihm sehr willkommen sein,“ versetzte sie; „ich eile, ihn von Ihrem Besuch zu unterrichten.“

Als sie hinaus war, ärgerte ich mich, daß ich sie so geschwind hatte entkommen lassen. Hätte ich dem Gespräch nicht eine so alberne Wendung gegeben, so hätte ich die Unterhaltung noch ein paar Minuten fortsetzen können, und die Professorin sah ich dann noch früh genug. Ich fühlte überhaupt gar kein so starkes Verlangen mehr nach ihrer Bekanntschaft, seitdem ich dieses Gespräch gesehen hatte. Ich war selber auch Junggeselle und hatte meine häusliche Einsamkeit oft schmerzlich empfunden. Ich war zwar schon 36 Jahre alt, aber doch nicht ganz abel; Gütebeifer, — reich, wer kann da wissen? — Wahrhaftig, ich brütete über Heirathsgeanken.

Reinhold trat ein und begrüßte mich mit ungeheurer herzlicher Freude. Wir setzten uns zusammen auf's Sopha und er fragte nach diesem und jenem; ich war jedoch nur mit halben Gedanken bei dem Gespräch und bin wirklich nicht sicher, ob ich ein paar Mal ganz verhehrte Antworten gegeben habe, denn ich konnte die liebliche Erscheinung gar nicht aus dem Gedächtnis los werden. Oben war ich im Begriff, meinen Freund nach ihr zu fragen, als sie selbst wieder herein trat und ein Frühstück servirte.

Reinhold erhob sich, nahm sie bei der Hand und so vor mich hinstehend sprach er mit komischem Pathos.

„Ich habe die Ehre, dem Erb-, Behn- und Gerichtsherrn auf

Centrums“ ist, wie der „Westf. Anz.“ mit Recht bemerkt, ein Unfug; denn der hell. Stuhl treibt nur Kirchenpolitik, aber keine wirtschaftliche und sociale Politik wie das Centrum. Wir können die Mission, mit einer solchen Politik fertig zu werden, ruhig der geschickten und bewährten Hand der Centrumsfraction überlassen.

Ein Berliner Correspondent der „Abf. Z.“ will zuverlässig Folgendes gehört haben:

Bis zu welchem Grade Fürst Bismarck bereits vor Wochen geneigt war, Schritte zu Gunsten des „Culturfriedens“ zu thun, geht daraus hervor, daß er, wie ich zuverlässig höre, bereits in eine generelle Aufhebung des Sperrgesetzes gewilligt hatte, als die Abstimmung über den Volkswirtschaftsrath stattfand, bei der sich das Gros der Centrumsmitglieder in der Opposition befand. Nach ihr sagte Fürst Bismarck: „Quod non. Nein!“

Zur Unterstützung der von dem Ringtheaterbrand Betroffenen bewilligte Kaiser Wilhelm fünfzehntausend Mark.

Sämmtliche polnische Mitglieder des Reichstages, des Herren- und Abgeordnetenhauses traten vor ihrer Abreise in die Ferien zur gemeinschaftlichen Besprechung zusammen; es verlaute, daß die polnischen Abgeordneten mit positiven Vorschlägen zu Gunsten polnischer Interessen in den betreffenden parlamentarischen Körperschaften vorgehen wollten. Die Verammlung soll sich auch mit den wirtschaftlichen und socialpolitischen Plänen des Reichstages und mit der Frage der gegenüber dem Centrum einzunehmenden Haltung beschäftigt haben.

Der „Reichs- und Staats-Anzeiger“ meldet: Nachdem nach erfolgter Zustimmung der Staatsregierung durch päpstliches Breve vom 15. November Generalvicar Ropp zum Bischof von Fulda ernannt, und die zur Uebernahme des Amtes erforderliche Anerkennung des Königs nachgesucht worden ist, hat die Ausöhnung der vom 12. December datirten Anerkennungsurkunde an Bischof Ropp am 18. December durch den Oberpräsidenten von Hessen-Nassau stattgefunden.

Wie die „Schlef. Volksztg.“ erzählt, hat der frühere Abg. Hund v. Hafften sich durch einen Pistolenschuß getödtet. Zerrüttete Vermögensverhältnisse sollen die Ursache des Selbstmordes sein.

Der Staatssecretär des Reichspostamtes hat unter dem 15. d. M. eine Verfügung erlassen, welche davon ausgeht, daß nach neueren Wahrnehmungen einzelne Beamte in amtlichen Berichten und Bescheiden ihren Namen so schreiben, daß die Unterschrift ihnen selbst zwar als Ausbruch des Selbstmordes gelten mag, für Andere indeffen unverständlich bleibt. Unter Bezug auf die durch die Verfügung vom 15. Juni 1878 erlassene Mahnung, sich einer deutlichen Namensunterschrift zu befleißigen, werden die Beamten eindringlich aufgefordert, ihren Namen stets so zu schreiben, daß er auf den ersten Blick geläufig gelesen werden kann. — Schade, daß es keinen Weg gibt, diese vortreffliche Vorschrift für alle Stände zu verallgemeinern.

Das von dem Juden Dr. Stroussberg gegründete „Kleine Journal“ beginnt seinen Leitartikel also: „Eine große und glänzende Versammlung hoher katholischer Prälaten und Würdenträger hat sich in Rom versammelt und zort ein Concilium abgehalten. Man hatte große Erwartungen an diese Versammlung im ultramontanen Lager geknüpft; und namentlich gehofft, daß die weltliche Herrschaft des Papstes, die Wiederherstellung des Patrimoniums Petri bei dieser Gelegenheit zu einem Dogma der katholischen Kirche erklärt würde, und alsdann der Kampf gegen die italienische Herrschaft ihren Anfang nehmen müßte.“ Dann wird vorläufig dargelegt, daß der hl. Vater dieses Dogma doch noch nicht „gewagt“ habe. Die aufgeregten Berliner lesen ohne alle Scrupel solche Leitartikel über die Gängehänge, und glauben nicht allein daran, sondern bezähnen auch noch 5 Pig. dafür!

Münster, 16. Dec. Die „liberate“, Dortmund. 3. schreibt: „Von den in unserer Provinz im Jahre 1880/81 eingezogenen Mannschaften zum Militärdienst waren ohne Schulbildung im Regb. Münster 0,20, im Regb. Arnberg 0,59 und im Regb. Minden 0,93 Proc. Daß Münster, das allgemein gewiß nicht mit Unrecht als schwarz und der Herd des Ultramontanismus betrachtet wird, hier an der Spitze der Civilisation marschirt, dürfte für Manche sicherlich überraschend sein. Man sieht daraus, daß es doch besser ist als sein Ruf. Am ungünstigsten steht es im Regb. Minden.“ Die „Dortm. Ztg.“ weiß, wie manche andere, nicht, daß im Münsterlande das Schulwesen schon blühte, als man Preußen nur aus der Geschichte kannte, und daß man preußischer

und zu Bräunlich, Herrn Beutler, hiermit meine ehr- und tugend- same Hausfrau vorzustellen und bitte, ihr in Guld und Gnaden gewogen zu sein.

Ich sah da, wie ein Kind, dem eben eine nächtliche Rake das Butterbrod aus der Hand genommen hat, ganz perplex. Die Schalkspyslogie wollte wieder zum Vorschein kommen. Dies zu vermeiden, sprang ich rasch auf und sagte ihr schnell eine Blattheit, welche sie mit freundlichem Lächeln entgegennahm.

„Meine Stammbalter sollen Dir gleich auch vorgestellt werden,“ fuhr Reinhold, meine ziemlich Verlegenheit nicht bemerkend, fort: „Zinchen!“ wendete er sich zu seiner Gattin, „sie sind ja in der Nähe, willst Du sie nicht herbeieinziehen?“

Sie nickte freundlich mit dem Lächelschöpfchen und verschwand. „Um Gottes Willen, Reinhold!“ rief ich, als ich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, „das also ist Deine Gattin? Wie und wo in aller Welt bist Du zu diesem Engel gekommen?“

Reinhold strich sich selbstgefällig lächelnd den Bart und erwiderte: „Ja, das ging sonderbar zu. Interessirt es Dich, so will ich Dir die Geschichte gern mittheilen.“

Die Professorin trat wieder herein, mit drei lieblichen Engeln, von denen sie den jüngsten auf dem Arme trug. Die Schalerin, welche ich schon gesehen hatte, war die älteste, die beiden andern waren Knaben von fünf und drei Jahren. Ich wurde schnell vertraut mit ihnen. „Liebes Zinchen,“ sagte der Professor endlich zu der Goldenen, „Freund Beutler will gern wissen, wo sich unsere Bekanntschaft herschreibt. Soll ich es ihm mittheilen?“

„Das ist doch bis zum Nachmittag, lieber Gustav,“ antwortete sie lächelnd; „unser Freund ist so freundlich, diesen Mittag bei uns vorlieb zu nehmen, und nach Tisch fahren wir nach Deinem Tuscum.“

„Ent gesprochen, Theresia!“ rief Reinhold, „wahrhaftig, taßst Du Recht. Toppl Du bleibst, lieber Freund?“

Und ich blieb.

(Fortf. folgt.)

seits im Münsterlande Studien machte, um das Schulwesen in Brandenburg zu heben, so bemerkt dazu der „Westf. Anz.“

Wiesbaden, 20. Dec. Wie der „Abf. Cur.“ vernimmt, beabsichtigt der neu ernannte Senatspräsident am Kasseler Oberlandesgericht Dr. Petri auf ein ferneres Mandat zum Abgeordnetenhaus zu verzichten. Somit wäre denn die „alltatholische“ Fraction zu Grabe getragen.

England.

Dublin, 19. Dec. Ein Erlass des Königs erklärt die Frauen-Vandiga für gesetzwidrig und verfügt deren Unterdrückung.

Rheinland-Westfalen.

Neuß, 21. Decr. In der heutigen Sitzung des hiesigen Königl. Schöffengerichts, welche mit Unterbrechung von Mittags 12 1/2—3 Uhr von Morgens 9 bis Abends 5 1/2 Uhr dauerte, und in welcher unter dem Vorsitz des Amtsräthlers Rud. Hoff als Schöffen fungirten: Joh. Hinemann, Kaufmann zu Neuß, und Jakob Jussenhoven, Ackerer zu Dormagen, kamen folgende 15 Sachen zur Verhandlung: ad 1. wurden die Einsprüche des Fabrikdirectors Ham. Sch. aus Neuß gegen amtliche Strafbefehle auf Höhe von 25 Mt., wegen Vornahme von Arbeiten an einem Sonntag, insofern angenommen, als die Strafe auf den Betrag von 9 Mt. ermäßigt wurde. — ad 2. desgleichen wurde der Einspruch des Fabrikdirectors Rud. A. zu Neuß wegen derselben Uebertretung insofern angenommen, als die Strafe von 10 Mt. auf 3 Mt. ermäßigt wurde. — ad 3. wurde der Tagelöhner Heinr. A. aus Neuß wegen Verübung groben Unfugs zu einer Haftstrafe von 8 Tagen verurtheilt. — ad 4. waren angeklagt, am 15. Sept. c. zu Neuß 2 Krüge Schnaps entwendet zu haben, 1) Phil. R., Sandformer, 2) Joh. Christ. Aug. H., 3) Joh. Hub. M., Sandformer, Alle aus Neuß; von den Angeklagten erhielt Phil. R. eine Haftstrafe von 14 Tagen, die anderen eine solche von je 1 Tage. — ad 5. gegen den Schäfer Pet. A. aus Neuß, welcher gegen einen amtlichen Strafbefehl auf Höhe von 5 Mt. wegen Schweißfrevol Einspruch erhoben hatte, blieb die Sache bestehen. — ad 6. wurde der Arbeiter Kr. aus Neuß, welcher gegen einen amtlichen Strafbefehl auf Höhe von 4 Mt. wegen Kaufens von Hühnern und Verübung groben Unfugs Einspruch erhoben hatte, Manuels Benelies freigesprochen. — ad 7. waren angeklagt: 1) Wilh. Gr., Fabrikarbeiter, 2) Steph. M., 3) Mich. Sch., Dienstknecht, 4) Joh. Pet. A., Tagelöhner, Alle aus Dormagen, in der Nacht vom 21. auf den 22. Aug. c. zu Dormagen mittelst gefährlicher Werkzeuge 1. den Weger Theodor H. aus Wittingen, 2. den Kaiser Christ. St. und 3. den Sattlergesellen Theob. B. aus Dormagen mißhandelt zu haben; von den Angeklagten erschien Steph. M. vorgeführt aus dem Zuchthaus zu Köln, wofür dieselbe gegenwärtig eine Strafe wegen Nothzucht verurtheilt, mit Ausnahme des Joh. Pet. A., welcher eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen erhielt, wurden die anderen Angeklagten zu je 8 Tagen Gefängniß verurtheilt. — ad 8. war angeklagt der Steuerempfänger Carl Friedr. G. J. aus Dormagen, am 30. Juni c. zu Dormagen 1) den Kanonier Beders mit der Begehung eines Verbrechen bedroht, 2) groben Unfug verübt zu haben; derselbe wurde wegen Verübung groben Unfugs zu 30 Mt. Geldstrafe verurtheilt, von der weitergehenden Anklage dagegen freigesprochen. — ad 9. wurde der Ackerer Wilh. L. aus Delrath wegen Verübung des Bürgermeisters H. zu Neuß, veranlaßt durch ein von H. L. entworfenes, von Wilh. L. unterschriebenes und dem Königl. Landrathsamte zu Neuß eingereichtes Gesuch de dato Delrath, den 19. Septbr. 1881; das Urtheil lautete unter Annahme mildernder Umstände auf 3 Mt. Geldstrafe event. 1 Tag Gefängniß. — ad 10. mit einem strengen Verweis unter Zurastlegung der Kosten kam die Anna Soph. R. aus Neuß davon, dieselbe war angeklagt, den hiesigen Sohn des Weichenrellers Joh. M. am 8. Sept. d. 3. zu Neuß vorsätzlich körperlich mißhandelt zu haben. — ad 11. mit je 8 Tagen Haft wurden die Fabrikarbeiter Franz M., Wilh. Schm. und Friz Br. aus Hertz, der Verübung groben Unfugs angeklagt, bedacht. — ad 12. zu 4 Tagen Haft wurde der Schlosserlehrling Bernhard B. aus Neuß wegen Verübung groben Unfugs verurtheilt. — ad 13. mit 10 Mt. ev. 2 Tagen Haft wurde die Ehefrau Josef H. aus Vorst bestraft, weil dieselbe am 10. Sept. cr. zu Vorst aus einem Garten dem Tagelöhner Pet. L. 15—20 Pfd. Stangenbohnen gestohlen hatte. — ad 14. Wilh. Sp., Tagelöhner, und Joh. B., Fabrikarbeiter, beide aus Heerdt und angeklagt auf dem Gemeindegarten von Heerdt unbedeutend die Jagd ausgeübt zu haben, wurden zu 10 Mt. Geldstrafe event. je 5 Tagen Gefängniß verurtheilt. — ad 15. den Schluß bildete die Verurtheilung des Wetzlers Theodor R. aus Langerath zu 14 Tagen Haftstrafe.

Nächste Sitzung 28. Decr. c.

Neuß, 21. Dec. Bezüglich des Gesetzes über die Versorgung von Hinterbliebenen der Volksschullehrer hatten mehrere Bezirksregierungen verfügt, daß die seitens der Lehrer zur Wittwen- und Waisenrente zu leistende Zahlung von 15 pCt. des Jahresbeitrages von Gehaltsverbesserungen nicht gefordert werden solle: 1. bei Gehaltsverbesserungen, die vor dem 1. April d. 3. eingetreten sind, 2. bei persönlichen Zulagen auf bestimmte Zeit, sowie den staatlichen Alterszulagen, 3. bei Zulagen, welche zur Erfüllung des festgesetzten Minimalgehaltes erforderlich sind, 4. bei Gehaltsverbesserungen der vorhandenen Natural-Dotationen, 5. bei Gehaltsverbesserungen, die beim Wechsel des Dienstortes eintreten, falls dadurch das für den neuen Dienstort geltende Minimalgehalt nicht überschritten wird. Neuerdings hat nun, wie die „Post. Ztg.“ hört, der Kultusminister verfügt, daß die Gehaltsverbesserungsgelder der Lehrer auch von den Alterszulagen und sonstigen persönlichen dauernden Bewilligungen zu zahlen sind. Hieron werden namentlich die Mitglieder derjenigen Bezirksklassen unangenehm betroffen, die weil sie ohnehin leistungsfähig waren, Jahre hindurch keine Gehaltsverbesserungsgelder erhoben haben.

Styrum, 19. Dec. Der „Abf. Ztg.“ wird berichtet: Heute Abend 6 1/2 Uhr fuhr auf dem hiesigen Bahnhof ein von Dordrecht kommender Güterzug einem rangirten Güterzug in die Fronte, wobei eine Maschine und mehrere Wagen entgleisten und beschädigt wurden. Einem Güterfuhrer wurden hierbei die Beine gequetscht und dessen Aufnahme in das Krankenhaus nöthig. Soweit die jetzt ermittelte, ist der einfahrende Güterzug aus seiner Haltestellung eigenmächtig vorgefahren, doch wird die sofort eingeleitete Untersuchung das Nähere ergeben. An der Freilegung der Geleise wird fleißig gearbeitet.